

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementpreis** pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgeb.

**Chefredaktion:**  
**Dr. Bruno Schoenlant.**

**Anzerate** werden die 5 gespaltene Weltzeile ober deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinzelt 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebundene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

**Des Weihnachtsfestes wegen erscheint die nächste Nummer der Leipziger Volkszeitung am Dienstag dem 27. Dezember.**

## Weihnachten.

\* Leipzig, 24. Dezember.

Es ist fast bis auf den Tag ein Menschenalter vergangen, seitdem Johann Jacoby am Schlusse seiner Rede über das Ziel der Arbeiterbewegung die schönen Worte sprach: „Politische und soziale Freiheit, — Freiheit des Bürgers ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Lohnarbeiter, — das ist die Aufgabe unseres Jahrhunderts. Die Erzeugnisse der Blut- und Eisenpolitik, der Waffenlärm unserer Tage, das Ringen und Zagen nach Macht und Herrschaft, nach Reichtum und Sinnengenuss — es sind nur Wellenkränzelungen auf der Oberfläche; — in der Tiefe — still, aber unaufhaltsam — schreitet vor die Erkenntnis der Natur und des Geistes, und mit dieser Erkenntnis das Bewußtsein der Selbstherrlichkeit des Menschen — der weltbewegende Gedanke der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller! Mögen auch Jahre und Jahre darüber vergehen, erfüllen wird sich das Wort der Schrift, jene frohe Botschaft, die der elektrische Draht als ersten Gruß des freien Amerikas zu dem von Waffen starrenden Europa herübertrug: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Wen ergriffe nicht die tiefe und unerschütterliche Ueberzeugung, die in diesen Worten lebt, und doch erscheinen sie als ein leerer Wahn, wenn man auf die historische Entwicklung blickt, die sich abgespielt hat, seitdem sie zuerst erklangen. Nicht Jahre und Jahre sind darüber hingegangen, sondern Jahrzehnte und Jahrzehnte, und Europa starrt ärger von Waffen als je. Das freie Amerika hat eben mit den raffiniertesten Werkzeugen einen Krieg geführt, der in seinen Ursprüngen und Zielen sich über keine Blut- und Eisenpolitik dankelhaft erheben dürfte, dagegen erscholl die Weihnachtsbotschaft: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! aus dem Munde des zarischen Despotismus, der trübend von Blut und Schmutz das melodisch durch die Jahrtausende klingende Wort zu einem schrill pfeifenden Hohne machte. So verfehlt erscheint die Welt, daß wir an diesem Weihnachten wieder scherzen könnten, wie ein Dichter des Proletariats schon vor mehr als fünfzig Jahren scherzte:

Weihnacht ist ein schönes Fest,  
Schön für Hohe, schön für Niedre!  
Keiner, den es traurig läßt,  
Wie auch sonst die Welt ihn wibrel  
Doch heinah noch größern Spas  
Macht uns jezt Sankt Nikolas —  
Nikolas, ja, der Niedre! . . .

Dennoch bleibt es eine unerschütterliche Wahrheit, daß nur die politische und soziale Freiheit den alten Weihnachtsgruß verwirklichen kann. Johann Jacoby hat selbst noch in den letzten Jahren seines Lebens eingesehen, worin er geirrt hatte; auf die Schultern des Bürgertums hatte er eine Last gewälzt, die für diese Schultern viel zu schwer war. Dem Bürgertum ging es mit der Freiheit, wie es einst den alten Deutschen mit der christlichen Religion gegangen war. Sie knieten nicht vor dem Kreuze, weil sie die christlichen Dogmen verstanden hatten, sondern weil sie glaubten, daß der Nazarener stärker sei, als Wotan. So auch gewann die Freiheit viele Anhänger, weil die biederen Bürger sich einbildeten, daß die Freiheit reichere Profite mit sich bringe. So lange es ihnen leidlich ging, schworen sie zur Fahne der Freiheit, wie Chlodwig im Falle des Sieges gern bereit war, das Kreuz in seine Feldzeichen weben zu lassen. Als dann schwere Tage kamen und die Freiheit ihre Bekenner auf die eigene Kraft verwies, da erhob sich der Chor der Schmähungen, den wir seit Jahrzehnten gehört haben, und wie der Wilde das Götzenbild zerschmettert, das seinen Namen nicht gethan hat, so zertrümmerten unsere braven Bürgerleute über die „mitleidslose Freiheit“. Als ob die christliche Religion nicht ebenso „mitleidslos“ wäre, die ja nicht minder entschieden ablehnt, dem Menschen den Schweiß des Angesichts zu sparen, und ihre Früchte zu spenden, wo er nicht geät und gemäht hat.

In solchen verhängnisvollen Zeiten, in denen getäuschte Hoffnung sich mit unheiliger Einsicht zu hellem Unverstande paart, kehrt sich blinde Wut gegen die eben noch verehrten Heiligthümer, und bekehrter Fanatismus niht wieder vor den alten Götzen, die man längst abgethan glaubte. Dann schwindet sogar die Scham, die bis dahin noch die Lippen verschlossen hatte, daß sie es nicht wagten, sich der gemeinen, gemeinen Wünsche zu rühmen. Am lichten Tage beginnt der zügellose Tanz um das goldene Kalb, das Wetrennen um die fetten Preise der Sklaverei, das „Stürzen in die Knechtschaft“. Gegen diese furchtbare Verirrung giebt es keinen Schutz, als die Liebe zur Freiheit selbst, als die Erkenntnis, daß die Freiheit dem Leben nicht die Mühsal abzunehmen, sondern es der Mühsal wert zu machen be-

rufen ist, als jene stolze Gesinnung, die den Friesen ihren tapferen Wahlspruch eingab: Lieber tot als Knecht!

Dieser Gesinnung ist nur noch die moderne Arbeiterklasse fähig, und sie feiert deshalb das rechte Weihnachtsfest, das Weihnachtsfest der Weltgeschichte; sie allein kann die Welt schaffen, wo Friede auf Erden sein wird und den Menschen ein Wohlgefallen. Wo sonst der Gruß der Engel ertönen mag, sei es in den Kabinetten der Selbstherrscher, sei es auf den Kanzeln der Kirchen, sei es von den Bänken der Parlamente, sei es in den Spalten der Zeitungen, da ist er die reine Heuchelei, da ist er eitel Lug und Trug; nur im Munde der Arbeiterklasse ist er eine weltbewegende Wahrheit, die um so siegreicher ihrem hehren Ziele entgegen eilt, je furchtbarer die Hindernisse zu sein scheinen, die sich ihrer Bahn entgegenstemmen.

In Armut und wie oft auch in bitterem Elend werden die deutschen Arbeiter morgen ihr Weihnachten feiern. Von fern her, mit verworrenem Brausen, wird der lärmende Brum an ihre Ohren tönen, worin die herrschenden Klassen um so gliebriger schwebeln, je lauter sie sich mit den Lippen zum Rinde von Bethlehem bekennen. Den Kinder glauben haben die Arbeiter verstaubt gelernt, seitdem sie entschlossen sind, die Welt zu gewinnen, die ihnen gebührt; sie brauchen nicht ein anderes mit den Lippen, als mit dem Herzen zu bekennen. Ihr Schlachtruf ist: Lieber tot als Knecht, und ihr Ziel der große Tag der Völker, an den nicht die Engel, sondern die Menschen frohlocken werden: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Allen denen, die sich zu dieser Klarheit des Geistes und des Herzens emporgearbeitet haben, einen frohen und trotz alledem hoffnungsvollen Festgruß!

## Politische Uebersicht.

Der Ausweisungskurs.

Die Ausweisungen in Nordschleswig gesehen mitten im Frieden. Die Nordd. Allg. Bzg. feiert die Ausweisungen als eine nationale That. Als aber mitten im Kriege die Franzosen die Deutschen aus Paris auswiesen, brachte die Nordd. Allg. Bzg. dagegen einen heftigen Artikel: es sei dies die frechste Verhöhnung des Völkerrechts, die frechste Lüge.

Die Schles. Bzg., die jezt ebenso die Ausweisungen in Nordschleswig feiert, schrieb damals am 30. August 1870 in betreff der deutschen Ausweisungen aus Paris: „Das Völkerrecht, das friedlichen Bürgern, die sich aller Antriebe und Machinationen auf das gewissenhafteste enthalten, auch in Feindesland ein sicheres Asyl gewährt, die Gastfreundschaft und die moderne Gesittung sind vollends in der hochgebildeten, mit

## Senilleton.

Stachdruck verboten.

### Ein Emporkömmling.

Von Gustaf af Geijerstam.

Eines Sonntags putzte sich Karl Johann sein heraus und ruderte nach der Mändinsel hinüber, auf der Peter Ohlsson ansässig war. Er machte sich auf Ohlssons Gute etwas zu thun und begegnete dort Sophie.

Sobald er ihrer ansichtig wurde, ging er auf sie zu und sprach sie an. Und nachdem sie sich eine Weile unterhalten hatten, sagte er, er wisse jezt, weswegen Sophie an jenem Sonntag gelacht hätte.

Nun hatte es auf Sophie, deren leicht beweglicher Sinn dem gewöhnlichen Aberglauben der Landbevölkerung zugänglich war, einen tiefen Eindruck gemacht, daß sie Karl Johann Ohlssons gerade in dem Augenblicke ansichtig geworden war, als sie eben von ihrem Traum erzählt hatte. Als er sie dann später küssen wollte, hatte sie es fast widerstandslos gesehen lassen; denn es war ihr gewesen, als ob es doch nichts nützen würde, zu widerstreben. So schien es ihr vorbestimmt zu sein, und seit der Zeit hatte sie immer einigszu Herz klopfen verspürt, so oft sie an Karl Johann gedacht hatte.

Als er ihr nun sagte, er wisse alles, den Grund ihres Lachens, den Traum und ihre geheimsten Gedanken, da war es ihr beinahe, als wäre sie in seiner Gewalt. Und während sie über ihr ganzes Verstandes erstarrte, betrachtete sie ihn mit einer Art stiller Verwunderung, als wollte sie mit ihren

Blicken den durchschauen und ergründen, der nach der unergündlichen Fügung des Schicksals einmal ihr Mann werden sollte.

Schließlich fragte sie, von wem er alles erfahren habe. Karl Johann lachte verschmitzt und verweigerte zunächst jede Auskunft. Wenn sie aber mit ihm ans Boot hinuntergehen würde, dann wollte er es ihr doch sagen.

Das wollte nun Sophie anfangs unter keiner Bedingung. Aber schließlich ging sie doch mit; und als sie nun zum Boote gekommen waren, da sollte Karl Johann mit der Sprache herausrücken.

Das wollte er aber nicht eher, als bis er ihr wieder hätte einen Kuß geben dürfen. Erst wollte nun wieder sie das nicht zulassen. Aber da gab er sich selber die Erlaubnis. Und als er das gethan hatte, nannte er seine Quelle.

Sophie antwortete, sie hätte die lange Anna immer schon in dem Verdacht gehabt, daß sie klatschte. Aber nun sei es einmal gesehen, und niemand könne mehr etwas daran ändern. Und es hätte keinen Sinn, einer Kleinigkeit wegen sich aufzuregen.

Die beiden hatten sich unten am Boote eine ganze Masse zu erzählen. Eine volle Stunde verging, ehe Karl Johann zurückruderte. Und als sie sich trennten, waren sie überein gekommen, sich zu duzen, wenn ihnen niemand zuhörte.

Im Verlauf des Winters sahen sich Karl Johann und Sophie, so oft es sich ermöglichlich ließ. Als aber der Frühling kam und die Märzsonne hell auf zerschmelzende Schneeweihen und Treibeis sah, als der Wald in fattem Grün da stand und die Tropfen von den hängenden Birken-

zweigen fielen, da kam Sophie oft in Ohlssons Laden, um einzukaufen, und an den Sonntagen hatten sie ihre bestimmten Plätze, an denen sie sich trafen. Im Walde gab es ja Steine, auf denen man sitzen konnte, während auf den Wegen der Schnee schmolz, und während ringsum die düstern Bäume rauschten, als atmeten sie erleichtert auf, seitdem der Winter das Feld geräumt hatte, konnten sie, auf Steinplatten sitzend, plaudern und küssen.

Als aber schließlich die Rede auf das Heiraten kam, da weinte Sophie bitterlich. Sie mußte an ihren Vater denken, der niemals darein willigen würde, daß die reiche Großbauerntochter den armen Buchhalter heiratete, der obendrein nur der Sohn der alten Mutter Lena von der Roggeninsel war.

Fretlich suchte Karl Johann sie zu trösten. Er würde schon sein möglichstes thun, sagte er. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hätte, dann pflegte er auch der Mann dazu zu sein, es durchzusetzen. Und wenn Karl Johann so sprach, dann kam es auch Sophie so vor, als ob sich die Sache machen ließe. Wenn irgend jemand mit dem Vater fertig werden könnte, so müßte das doch Karl Johann sein.

Der reiche Behr Ohlsson hatte ein großes Vermögen, das viele Bauernhöfe umfaßte. Seit mehr als 100 Jahren hatte es sich in der Familie vom Vater auf den Sohn vererbt.

Manche Neuerungen waren in dem Kirchspiel eingeführt worden, solange Behr Ohlsson lebte. Er aber fand kein Befallen daran und wirtschaftete weiter, wie es vor ihm sein Vater gethan hatte, und wenn er einmal gestorben war, dann sollte sein Sohn in derselben Weise wirtschaften. Der Alte war hart, reell in allem, was er unternahm, eigenfinnig bis zum äußersten, unzugänglich für Gründe und